

MICHAELA KASTEL

**MIT
MIR
DIE
NACHT**

THRILLER

emons:

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.



© Emons Verlag GmbH

Alle Rechte vorbehalten

Umschlagmotiv: shutterstock.com/Sergey Nivens

Umschlaggestaltung: Nina Schäfer

Gestaltung Innenteil: DÜDE Satz und Grafik, Odenthal

Lektorat: Dr. Marion Heister

Druck und Bindung: CPI – Clausen & Bosse, Leck

Printed in Germany 2021

ISBN 978-3-7408-1255-3

Thriller

Originalausgabe

Unser Newsletter informiert Sie
regelmäßig über Neues von emons:

Kostenlos bestellen unter
www.emons-verlag.de

Dieser Roman wurde vermittelt durch die
Literaturagentur Lesen & Hören, Berlin.

Für Patrik
(der wohl nie eine Marketing-Gage bekommen wird)

In dieser Nacht

Sie haben mich gefunden. In dieser Nacht, es war Schicksal. Ein Schritt zu viel auf den Abgrund zu, ein Schritt zu viel und du fällst. Hinab in die Schwärze, in dieses kalte, bodenlose Loch. Wo sie warten, all die Zeit haben sie gewartet, geduldig, schweigsam. Weil sie wussten, dass es so kommen würde. Diese schlaunen Kreaturen.

Ich wollte, dass es passiert, aber nicht so. Nicht bei Nacht, wenn sie im Vorteil sind, wenn da nichts ist außer den Schatten. Wenn die Grenzen zwischen den Welten verschwimmen und das Tor zur Hölle sperrangelweit offen steht.

Es ist dunkel. Viel dunkler, als ich es in Erinnerung habe. Große Fenster, vergittert und zersprungen. Nackter, kalter Betonboden, ein Fabrikgebäude, eine Ruine, mir gegenüber eine Tür. Ich erkenne bloß die Umrisse, das Licht auf der anderen Seite, das mal stärker und dann wieder schwächer wird. Kein Geräusch, bloß dieses Tropfen. Ein Tropfen irgendwo in der Finsternis.

Sie haben mich mit Klebeband geknebelt. An einen Stuhl gefesselt, das tun sie gern. Aus allen Richtungen haben sie mich umzingelt. Ich kann hören, wie sie kichern. »Befrei dich«, sagen sie. »Du hast drei Versuche.«

Oh, sie sind gnädig. Früher waren es nur zwei. Zwei Versuche, zum Schreien komisch, dieser großzügige Haufen. Du bist ihr Äffchen, wenn du dich wehrst.

Eine Unterhaltungsnummer, mit stets der gleichen Pointe: *Sie dachte, sie hätte eine Chance! Sie dachte, sie kommt lebend hier raus.*

Ich werde nicht tun, was sie sagen. Werde nicht betteln, nicht weinen, nicht schreien. Und wenn sie mich erneut zusammenschlagen. Und wenn sie das tun, was sie am besten können, ich werde nicht nachgeben. Nur warten, das werde ich. Darauf, dass diese Tür sich öffnet. Er soll kommen und es beenden. Nur deswegen bin ich hier.

»Was ist los, kleiner Engel? Drei Versuche. Nutze deine Chance.«

Eine Schraubenmutter trifft mich an der Stirn und fällt klirrend zu Boden.

»Du könntest zumindest versuchen, auszuweichen. Auf ein Neues.«

Die nächste Schraubenmutter, diesmal fester. Genau auf meine linke Schläfe.

»Dir fehlt es eindeutig an Motivation. Drei Versuche. Oder sagen wir zwei.«

Das dritte Geschoss tut richtig weh. Ein Stein oder ein Stück Metall. Sie wollen das Äffchen tanzen sehen, wollen zuschauen, wie es in seinem Käfig randaliert. Wetten wurden geschlossen, Einsätze getätigt, aber das Äffchen spurt nicht. Lieber Würde als Schande. Lieber Schmerz als Gehorsam. Lieber Schmerz.

Das Knarren eines Sessels, Schritte in meine Richtung. Einer von ihnen hat sich hinter mich gestellt. Er legt mir etwas an den Hinterkopf. Etwas Spitzes.

»Soll ich dir ein Loch in den Schädel bohren?«, fragt er.

Ich schüttle den Kopf.

»Dann vielleicht in die Wange? In den Hals? Wo tut es wohl am meisten weh? Wollen wir es herausfinden?«

Gelächter aus allen Ecken, grölende Zurufe, scha-

bende Hufe. Das Pack ist aus dem Häuschen, es will Blut sehen, das Äffchen ist jetzt dran. Wie Stromschläge peitscht der plötzliche Lärm durch meinen Körper. Ich wappne mich für das, was kommt, den Kampf, den Schmerz, das Ende, doch mit einem Mal geht die Tür auf, und ein Streifen Licht fällt in den Raum.

Sofort ist es leise. Wie Ungeziefer zieht sich das Pack in den schützenden Schatten zurück. Wo es bleibt und sich nicht mehr rührt. Der Mann in der Tür betritt langsam den Raum. Eine Silhouette bloß, groß und träge. In der Dunkelheit warte ich auf jene Worte, die mich in meinen Träumen verfolgen. Aber er sieht mir bloß in die Augen, und was bleibt, sind meine Gedanken, die unentwegt die Wirklichkeit verdrängen.

Willkommen zu Hause, Madonna.

ANTE BELLUM

Zwei Wochen zuvor

Er fragt mich, was ich sehe, wenn ich die Augen schließe. Den Wald. Ich sehe immer bloß den Wald. Wie die Sterne über den verschneiten Baumkronen leuchten. Wie das Feuer die eisige Nacht erhellt. Es ist so wunderschön, dass ich weinen möchte. Nur ich und die Sterne. Vollkommen still.

Hier gibt es keine Sterne. Der Himmel hat sie verschluckt. In der Stadt ist jede Nacht gleich. Eine Reise durch einen unterirdischen Tunnel. Millionen Tonnen Gestein, die ganz plötzlich auf dich einstürzen könnten. Ich fühle mich begraben unter all dieser Last, unter dem Himmel, der keiner ist, bloß eine schwarze Kuppel irgendwo da oben.

Manchmal fragt er mich auch, ob ich vorhabe, von hier wegzugehen.

»Nein«, antworte ich dann. »Wo sollte ich denn hin? Ich habe doch nur euch beide.«

Doch das ist nicht der wahre Grund. Unter einer Kuppel sammelt sich Ungeziefer. Nur wer tief in den Dreck greift, kann das Unkraut an den Wurzeln packen. Und genau das habe ich vor.

Die Straßenlichter füllen alles mit künstlicher Lebendigkeit. Mit diesem goldenen Schimmer, den ich als Kind so faszinierend fand. Es war, als würde die Stadt glühen. Als würde die Hitze, die sie ausstrahlt, alles lebendig machen. Nicht so wie zu Hause. Auf der Lichtung war alles rein und klar. Keine bunten Lichter,

die dich in die Irre führen. Es war ein Paradies, und wie bei jedem Paradies lag die Hölle gleich darunter.

Ich habe den Kopf an die Fensterscheibe gelegt und beobachte von hier drinnen die Welt. Wie alles an uns vorbeizieht. Wir sind auf dem Weg ins Polizeipräsidium. Polizist und Kronzeugin. Mittlerweile auch Mörderin. Er kennt die Geschichte. Wie es begann und wie es endete. Irgendjemandem musste ich es erzählen. Er hat mir geschworen, mich zu beschützen.

»Ich halte das für keine gute Idee«, sagt er zum wiederholten Mal.

»Ich will ihn einfach nur sehen.«

»Er weiß nichts.«

»Vielleicht habt ihr die falschen Fragen gestellt.«

»Haben wir nicht. Er wird uns keine Hilfe sein.«

»Werdet ihr ihn gehen lassen?«

»Wahrscheinlich.«

»Dann will ich ihn vorher noch einmal sehen.«

Er sagt nichts mehr. Er weiß, dass Diskutieren sinnlos ist. Ich bin nicht so weit gekommen, um jetzt aufzugeben. Ich habe nicht grundlos alles verloren, was mir etwas bedeutet hat.

Wir erreichen das Präsidium gegen zwanzig Uhr, die Stadt ist gerade am Erwachen. Menschen tummeln sich auf den Straßen, dicht gedrängt schieben sich Autos durch den träge fließenden Verkehr. Es ist laut, die kalte Luft schmeckt scheußlich. Als ich aus dem Wagen steige, werfe ich einen Blick in den Himmel. Immer suche ich die Sterne, aber ich finde sie nicht. Nichts ist da, woran man sich orientieren könnte. Wie machen das die anderen Menschen? Wie erträgt man diese Orientierungslosigkeit? Wenn es nur einen gäbe. Einen einzigen Stern in dieser endlosen schwarzen Leere.

»Anja.« Er wartet beim Eingang auf mich. »Hast du es dir anders überlegt?«

Er nennt mich jetzt so. Ich habe ihm meinen richtigen Namen gesagt, und er hat gefragt, welcher Name mir lieber wäre. Ich konnte ihm keine Antwort geben, also hat er selbst entschieden.

»Nein«, antworte ich. »Ich komme.«

Wir betreten das Gebäude.

Als ich das letzte Mal hier war, herrschte Chaos. Menschen sind von einem Raum in den anderen gehetzt, es wurde gerufen, telefoniert, denn es gab etwas zu tun. Es galt Menschenleben zu retten. Als ich das letzte Mal hier war, war Star noch bei mir.

Jetzt ist es ruhig. Wie nach einer langen Schlacht.

»Hier entlang.« Er führt mich quer durch das geräumige Büro, vorbei an leeren Schreibtischen und müdem Personal.

Seit der Razzia im Schlachthaus sind knapp vier Wochen vergangen. Die Spuren führen in die ganze Welt, Adressen von Kunden, Telefonnummern, mögliche Geschäftspartner. Das meiste wurde von diesen Dreckschweinen vernichtet, bevor sie abgehauen sind, aber nicht alles. Ein paar wenige Hinweise haben sie uns hinterlassen. Die halb verkohlte Festplatte eines Computers, der im Erdgeschoss gefunden wurde. Ein Team ehrgeiziger Fachleute ist seit Tagen dabei, die vorhandenen Daten zu retten, um eine mögliche Fährte ausfindig zu machen. Vier Männer wurden bereits ausgeforscht, deren Namen in einer Gehaltsliste mit der Bezeichnung »Assistenz« aufgetaucht sind. Drei von ihnen musste man wieder gehen lassen. Der vierte sitzt an einem Tisch und starrt mich an.

Zumindest wirkt es so, als würde er das. Als blickten mir diese toten dunklen Augen genau ins Gesicht. Aber er kann unmöglich wissen, dass ich ihn beobachte. Die Kamera im Verhörraum ist hinter einem Spiegel versteckt, und doch stiert er genau hinein, als versuche er

mit mir zu kommunizieren. Durch die Wand hindurch, die uns voneinander trennt.

»Was weißt du über ihn?«, frage ich meinen Polizisten.

»Er heißt Viktor Juskowiak, vierunddreißig Jahre alt, rumänischer Abstammung. Er war bis vor Kurzem bei einer Reinigungsfirma angestellt und hat laut eigener Angabe einmal pro Woche die Fenster und Böden im Schlachthaus gereinigt, von den Vorgängen im Haus hat er angeblich nichts gewusst. Wir haben die Reinigungsfirma überprüft, seine Angaben sind korrekt. Auch dort hat man angeblich nichts von all dem gewusst. Wir werden ihn wohl oder übel ebenfalls gehen lassen müssen.«

»Nein. Das dürft ihr nicht, er lügt.«

»Das behauptest du bei jedem Menschen.«

»Weil es die Wahrheit ist.«

»Fakt ist, er hat ein Alibi, und es gibt keine Beweise, die rechtfertigen, ihn länger festzuhalten. Wie auch bei den anderen zuvor.«

»Das Auftauchen ihrer Namen auf diesem PC reicht nicht?«

»Wir wissen nicht, wozu dieser Computer verwendet wurde. Vielleicht hat man ihn auch absichtlich dort gelassen, um uns auf eine falsche Spur zu führen. Das wäre logisch, nachdem sie sonst so gründlich waren.«

Möglich. Dennoch ist es diesmal anders. Man sieht es doch, auf dieser Kamera. Man kann es ganz deutlich sehen. Wie er mich anstarrt, wie leer seine Augen sind. Vielleicht keine Kreatur mit Hörnern und spitzen Schweif, aber das Böse hat viele Gesichter. Das Böse ist Meister der Verkleidung.

»Lass mich mit ihm reden«, sage ich.

»Auf keinen Fall.«

»Ich weiß, wie diese Monster ticken. Ich möchte mit ihm reden, bitte.«

»Okay, hör mir zu.« Er zieht mich vom Bildschirm weg. »Ich weiß, wie es dir geht, auch ich will diese Schweine finden. Ich will diesen Höllentrip beenden, aber das geht nur, wenn wir uns an die Regeln halten. Keine Himmelfahrtkommandos mehr, keine Aktionen unter der Hand, das hat uns allen nur Leid beschert.«

»Was redest du da?«, zische ich und ziehe den Arm zurück. »Niemand macht hier Himmelfahrtkommandos.«

»Ach nein?«, fragt er und sieht mich scharf an. Doch schon im nächsten Moment verändert sich sein Ausdruck, wird weich und verständnisvoll. »Ich will doch nur, dass du in Sicherheit bist. Ich möchte dich aus all dem ab sofort raushalten, und das bedeutet nun einmal auch, dass wir nach den Regeln spielen müssen.«

»Keiner in diesem Gebäude hält sich an Regeln oder ans Gesetz. Die meisten hier pissen auf das Gesetz. Irgendjemand hockt auf den Informationen, die wir brauchen, vielleicht sogar dein ach so korrekter Chief, weil er zu denen gehört, und du willst nach den Regeln spielen? Lass mich mit dem Kerl reden!«

»Du bist wütend und ungeduldig, das bin ich auch. Aber ich lasse dich sicher kein Verhör führen.«

»Ich bin die Einzige, die diese Leute versteht. Ich kann zu ihm durchdringen.«

»Ich sagte Nein.«

Ich trete zurück. Der Mann ist aus dem Kamerabild verschwunden. Der Stuhl am Tisch ist leer.

»Wo ist er?«, frage ich.

Im nächsten Moment taucht er wieder auf. Er dreht Runden um den Tisch. Gemächlich, als würde er spazieren gehen. Das geduldige Raubtier, das schon sehr bald wieder in die Wildnis entlassen wird.

»Ich werde noch einmal mit ihm reden«, sagt mein Polizist. »Sag mir, was ich ihn fragen soll.«

»Du verstehst nicht«, antworte ich kopfschüttelnd. »Du sprichst nicht ihre Sprache. Du kannst nicht sehen, was ich sehe. Ich muss ihm in die Augen blicken.«

»Nein, ich mache das. Aber du kannst zuschauen, wenn du willst.« Er berührt meine Schulter. »Vertrau mir. Wir wollen beide dasselbe.«

Er verlässt den Raum über eine Nebentür und betritt kurz darauf das Verhörzimmer. Ich verfolge alles über den Kamerabildschirm, meine Hände schwitzen vor Anspannung. Der Gefangene nimmt artig auf dem Stuhl Platz, während mein Polizist sich neben ihn setzt. Es folgt ein langes Gespräch. Ruhige Worte anstatt Gebrüll und Drohungen. Fast scheint es, als wären sie sich sympathisch. Fragen werden beantwortet, und eine Geschichte entsteht. Eine Geschichte, die ins Nichts führt.

Ein Mann reinigt mit seinen Kollegen einmal pro Woche ein Gebäude. Dass es so abgeschieden im Wald liegt, verwundert sie nicht, hier draußen ist das nichts Besonderes. Sie kommen mit dem firmeneigenen Kleinbus. Fenster und Böden, vier Stockwerke, den Keller erledigt jemand anderes. Nach drei Stunden ist alles getan. Die Leute dort sind sehr freundlich. Es gibt immer gutes Trinkgeld. In der Gegend heißt es, es sei ein Bordell. Ob er schon mal als Privatperson drin gewesen ist? Nein, so was ist nichts für ihn. Er macht dort nur seine Arbeit.

Ende.

Ich blinzele verzweifelt, aber meine Augen täuschen mich nicht. Keine Hörner, nichts. Da sitzen bloß zwei Männer an einem Tisch.

Mein Polizist steht auf. Als er zurück zu mir in den Beobachtungsraum kommt, steht ihm die Ratlosigkeit ins Gesicht geschrieben.

»Dasselbe Ergebnis wie letztes Mal«, sagt er.

Ich nicke.

»Wir haben ihn komplett überprüft und auch seine Kollegen. Vor zwei Monaten hat er seinen Job bei der Reinigungsfirma gekündigt und ist legal aus Rumänien eingereist. Seitdem ist er hier auf Jobsuche, wobei ich persönlich denke, dass er irgendwo schwarz arbeitet. Aber das ist jetzt nicht das Thema. Er weiß nichts.«

»Und du glaubst ihm das alles? Dass er mehrmals dort war und nie etwas bemerkt hat?«

»Ich glaube vor allem an die Gleichgültigkeit der Menschen. Auf die ist fast immer Verlass.«

Das stimmt. Du kannst mitten auf der Straße mit einem Messer im Bauch zu Boden sinken, und es wird immer jemanden geben, der an dir vorbeiläuft. Der wegsieht, weil der Schrecken der Realität ihn sonst erblinden ließe.

»Anja, hör zu. Vielleicht täuschst du dich ja. Vielleicht ... willst du einfach zu viel auf einmal.«

»Ich will bloß Frieden.«

»Nein, du willst was anderes. Aber das ist eine heikle Sache. Und es wird ihn nicht zurückbringen.«

Woher will er das wissen? Aus dem Feuer und der Asche bin ich gekrochen, mit nichts als meinen gebrochenen Flügeln. Ich dachte, es sei die Erlösung, die mich wiederauferstehen lässt, doch am Ende war es Rache. In ihr liegt eine Kraft, die selbst den Tod überdauert, davon bin ich überzeugt.

»Vielleicht ja doch«, sage ich leise.

Er berührt meine Hand. Er lächelt, wenn auch freudlos.

»Wir werden sie finden, Anja. Wir werden sie alle finden, und sie alle werden für ihre Taten bezahlen. Das verspreche ich dir.«

2

Eine nette kleine Drei-Zimmer-Wohnung. Mit einer Badewanne und einer hübschen dunkelblauen Einbauküche. In einem Außenbezirk gelegen, aber öffentlich gut zu erreichen. Saubere Fenster, weil ich täglich putze. Mit Blick über die Stadt, weil sie im sechsten Stock liegt. Alles kann man sehen, sogar den nagelneuen Tanzclub, der gleich neben dem abgebrannten Funkhaus eröffnet wurde. Nur die Sterne, die sieht man nicht. Seit jener Nacht im Norden kein einziges Mal.

Vor mir ein gedeckter Tisch. Zwei Teller, zwei Tassen, zwei Löffel, eine geladene Waffe. Es ist die Waffe aus der Hütte. Jene Waffe, mit der sie Star getötet haben. Ich rede mir ein, dass sie stärker ist als andere. Dass ihre Kugeln selbst den härtesten Panzer durchbrechen, weil sie direkt in den Höllenfeuern geschmiedet wurde. Deshalb habe ich sie stets in meiner Nähe.

Es ist angenehm ruhig heute Morgen. Das Sonnenlicht, das durch die Fenster fällt, wirkt beinahe schön. Ich bin allein. Wenn mein Polizist uns besucht, essen wir manchmal zusammen. Er kümmert sich mehr um uns, als wir es verdient haben. Eine kleine Familie, in der niemand seinen Platz kennt. Er steht oft zwischen den Fronten. Als ich zurückkam, hat er mir das Leben gerettet. Als Moonlight mit dem Messer auf mich losging. Als sie nicht aufhören wollte zu brüllen, mit diesem stummen Mund, mit ihren hasserfüllten Augen. Nur ihm habe ich es zu verdanken, dass ich heute hier sitze und allein mein Frühstück esse. Er hat sie fest-

gehalten, so lange, bis sie nicht mehr konnte. Bis sie das Messer fallen ließ und bloß noch weinte.

Es ist verrückt, aber es wäre besser gewesen, wenn er sie einfach gelassen hätte. Vielleicht hätte sie mich nicht umgebracht, aber allein mir Schmerz zuzufügen, hätte womöglich ein paar Wunden geheilt. Aber nun ist es, wie es ist. Ich, der gedeckte Tisch, die Waffe und ein leerer Stuhl neben mir.

Als Moonlight zur Tür hereinkommt, spüle ich gerade mein Geschirr. Ihr Gedeck habe ich stehen lassen, es ist alles da. Falls sie Hunger hat, falls sie reden möchte, falls sie mir vergeben hat. Doch sie möchte nichts von dem, was ich ihr anbiete. Kein Frühstück, keine Worte, am allerwenigsten meine Gesellschaft. Sie streift ihre viel zu große Jacke ab, schlüpft aus ihren Stiefeln und marschiert an mir vorbei, ohne mich eines Blickes zu würdigen.

Ich frage nicht länger, wo sie über Nacht war. Ich gehe ihr nicht länger nach, wenn sie direkt in ihr Zimmer verschwindet und die Tür zusperrt. Sie hat aufgehört, mich anzuschreien. Ich wusste nicht, wie laut sie schreien kann. Mit ihren Augen, mit ihrem Mund, mit ihren kleinen, bleichen Händen, die immer wieder dieselben Worte formen, seit ich ohne ihren Bruder zurückgekehrt bin.

Es ist deine Schuld.

Sie hat aufgehört. Jetzt ist da nur noch Schweigen.

»Möchtest du gar kein Frühstück?«, rufe ich, obwohl ich weiß, dass sie mich nicht hören kann. Kurz darauf knallt die Zimmertür. Ich tippe eine Nachricht an sie auf dem Handy. *Es gibt Toast. Und ich habe Tee gemacht. Nimm dir einfach, wenn du Hunger hast, ich lasse es noch ein bisschen stehen.*

Es wird keine Antwort kommen. Wo auch immer

sie sich letzte Nacht herumgetrieben hat, sie bekommt dort Essen und zweifellos auch ein bisschen Geld. Ich vermute, dass sie ihr altes Handwerk wieder aufgenommen hat. Nacht für Nacht streift sie durch die Straßen, völlig auf sich allein gestellt, verschenkt ihr Lächeln an Fremde und kehrt mit versteinertem Herzen nach Hause zurück. Ein Mädchen, das nicht spricht, in einer Welt, wo selbst die lautesten Schreie oftmals ungehört bleiben. Ein Todesurteil, das ich unterschrieben habe. Und ich Idiotin dachte, ich hätte sie gerettet.

Er besucht uns am Abend. Er kommt direkt aus dem Präsidium, er wirkt müde, aber für Moonlight reißt er sich zusammen. Während die beiden sich auf der Couch in Gebärdensprache unterhalten, google ich die Reinigungsfirma, für die Viktor angeblich gearbeitet hat.

Es will mir nicht in den Kopf. Dass er tatsächlich ein unnützer Niemand sein soll, dass sich eine weitere Spur im Nichts verläuft. Unmöglich kann er von den Gräueltäten im Schlachthaus nichts gewusst haben. Diese Leute lassen keine Unschuldigen in ihr blutiges Reich. Und wenn er bloß etwas geahnt hat und nun zu vertuschen versucht, dass er trotz aller Hinweise untätig geblieben ist. Irgendetwas verschweigt er.

Viktor Juskowiak. Über ihn finde ich nichts im Netz. Ein Geist. Womöglich sogar ein Schlächter, der nun wieder frei herumläuft auf den Straßen dieser verkommenen Stadt.

»Was machst du da?«

Rasch klappe ich den Laptop zu und stehe vom Küchentisch auf. »Wollte nur was nachschauen. Magst du was trinken?«

»Nur Wasser bitte. Aber Moonlight hätte gern einen Kakao.«

Ich fülle ein Glas mit Wasser und hole Milch und Kakaopulver hervor.

»Wie geht es dir mit ihr?«, fragt er, während ich die Milch erhitze.

»Unverändert.«

»Sie sieht müde aus. Schläft sie schlecht?«

»Weiß nicht, sie sagt mir nichts.«

Er stiert zur Couch hinüber, nimmt einen Schluck und schweigt.

»Was ist mit Viktor?«, will ich wissen. »Habt ihr ihn wenigstens verwantzt?«

»Es gab keinen Grund dafür.«

»Also behaltet ihr ihn nicht im Auge?«

»Anja, was erwartest du von mir? Sollen wir jedem hinterherschneffeln, bei dem du ein komisches Gefühl hast?«

»Das wäre zumindest ein Anfang.«

»Du musst dich endlich auf andere Dinge konzentrieren. Auf dich, auf Moonlight. Du hast dein Leben wieder. Aber du benimmst dich, als wäre das nichts wert.«

»Glaub mir, ich weiß sehr gut, wie viel das Leben eines Einzelnen wert ist. Und genau deswegen kann und werde ich nicht ruhen, bis diese Monster in der Hölle schmoren.«

Er belässt es dabei, nimmt das Wasserglas und den fertigen Kakao und setzt sich zu Moonlight auf die Couch zurück.

Wenn er da ist, ist meine Gesellschaft akzeptabel. Sie blendet mich dann einfach aus. Ich weiß nicht, worüber sie mit ihm spricht. Ihr Gesicht verrät nicht viel. Da ich immer noch keine Gebärdensprache beherrsche, habe ich sie gebeten, schriftlich mit mir zu kommunizieren, aber sie weigert sich. Stattdessen spricht sie mit verschlossenem Gesicht und verschlossenen Türen.

Als er gehen will, bittet sie ihn, noch ein bisschen zu bleiben. Diesen Teil der Unterhaltung verstehe ich trotz mangelnder Kenntnis jedes Mal sehr gut. Auch ich hoffe insgeheim, dass er hierbleiben wird, denn solange er da ist, wird Moonlight sich nicht in die Stadt schleichen. Aber er bleibt nicht. Zum Abschied küsst er sie auf die Stirn. Mir wirft er einen langen, sehr eindringlichen Blick zu: *Vertrau mir. Hab Geduld.*

Ich versuche es. Mit aller Kraft.

Die Tür fällt hinter ihm ins Schloss, und schon ist Moonlight auf den Beinen. Sie geht in ihr Zimmer, um sich fertig zu machen. Rucksack, Schuhe, Jacke, ein bisschen Lippenstift und Lidschatten. Gott allein weiß, welche Verzweiflung in ihr toben muss, dass sie sich bewusst für dieses Schicksal entschieden hat. Für ihr Leben, wie es vorher war, nur ohne Star und ohne mich.

Nach nicht einmal fünfzehn Minuten ist sie weg. Dass ich manchmal in ihr Zimmer gehe, sobald ich allein bin, ahnt sie nicht. Wie sollte sie auch? Ich fasse nichts an, ich setze mich bloß auf ihr Bett und blicke aus dem Fenster. Ich tue das sehr gerne. Einfach hier sitzen und nach draußen schauen. Atmen. Ohne Angst, ohne Schmerz, ohne Bedauern. Es ist schwer. Wenn nicht sogar unmöglich.

Doch manchmal öffne ich auch die Kommode neben ihrem Bett und schaue nach, ob der Block noch da ist. Ich hatte ihn im Handschuhfach des Pick-ups gefunden, nachdem ich Shark ausgeblutet auf der Lichtung zurückgelassen hatte. Ich war auf dem Weg zu Sharks Hütte gewesen, um Star zu suchen. Ich konnte ihn nicht mehr finden. Aber sein Block war noch da.

Jede Seite ist ganz geblieben. So viele Worte, aus dem Kontext gerissen, bedeutungslos. Aber nicht bedeutungslos für mich. Es ist eine Geschichte. Eine

Liebesgeschichte, die nur ich verstehe. Ich traue mich nicht, den Block durchzublättern, also habe ich ihn Moonlight gegeben, die seither darauf aufpasst.

Ich gehe in die Küche zurück und öffne den Laptop. Viktor. Ich kriege heraus, was du verbirgst. Wer du bist und wieso du lügst. Ich werde dich jagen wie ein verfluchtes Karnickel. Für meinen Seelenfrieden, für Fairy und für jede einzelne Seite in diesem Block, die für immer leer bleiben wird.

3

Sie nennen ihn Jaxx. Ein Name, der Gerüchte schürt. Blick eines Adlers, Kraft eines Bären, Verstand einer Schlange. Assassine, Inquisitor, Kopfgeldjäger. Vom Himmel in die Hölle in nur vier Komma acht Sekunden.

So ist Jaxx. Das ist sein Ruf, und seinem Ruf wird er gerecht. Keine Rolle spielt es, ob es Asche regnet oder Feuerbälle hagelt. Er bleibt sich treu, denn wer treu ist, wird belohnt.

Sie wird von allen bloß Fairy genannt. Ein Name, der ihm nicht gefällt. Er fragte sie, wie sie wirklich heißt, doch sie wollte es ihm zunächst nicht verraten. Also blieb er hartnäckig. Er kam zu ihr, wenn alle anderen schon schliefen. Wenn auch sie selbst dachte, der Tag wäre zu Ende, da hat er sie aus ihrer Zelle geholt und einfach mit ihr zu reden begonnen. Immer wieder. Bis er seine Antwort bekommen hat.

Nie hätte er sich vorstellen können, dass so etwas möglich ist. Sich zu verlieben, bloß durch Worte. So viele Worte, so viele Stunden mit ihr allein. Flora. Das ist ihr Name. Wunderschön, genau wie sie.

Jaxx besitzt nicht viel. Sein Zimmer ist so leer, dass er manchmal Angst hat, dorthin zurückzukehren. Deswegen ist er gerne unterwegs. Es gibt auch immer etwas zu tun, Warentransport, Fleischbeschau, Akquise. Als Auftragskiller hast du viele Aufgaben. Nicht alles dreht sich um Mord und Totschlag. Nun ja, eigentlich schon. Doch er schätzt den psychologischen Teil seines Berufs. Er war schon immer ein schneller Lerner,

konnte rasch und genau umsetzen, was man ihm beibrachte, egal, ob Foltermethoden oder neue Sprachen. Man könnte meinen, er sei hierfür geschaffen. Der geborene Krieger.

Jaxx nimmt seinen Job sehr ernst. Deshalb ist er auch so gut darin. Im Institut kennt man ihn. Dort draußen kennt man ihn auch. Sein Ruf eilt ihm voraus, er mag es so, es erspart ihm Zeit und oftmals auch einiges an Kugeln. Wenn die Leute wissen, dass mit dir nicht zu spaßen ist, gehen sie mit einer vollkommen anderen Grundeinstellung an die Verhandlungen heran. Oft genügt schon ein klares Gespräch, um zu bekommen, was er möchte. Und wenn er doch zur Waffe greifen muss, ist er gründlich. Er hinterlässt keine Spuren, und niemand sieht ihn kommen. Zum perfekten Werkzeug des Bösen ist er geworden. Interessante Entwicklung.

Im Institut zu leben hat seine Vorteile. Es ist im Prinzip wie bei der Armee. Du bekommst Verpflegung, Schutz und bist manchmal sogar in guter Gesellschaft. Jolly und Roger oder Grim und Reaper. Zwar leider nicht so schweigsam, wie er es gerne hätte, aber in der Regel gute Kameraden. Sie alle sind im Ostflügel des Gebäudes untergebracht, genau wie das medizinische Personal, während der Direktor und Mistress im Westflügel residieren. Über die vier Stockwerke erstrecken sich Labors, Speisesäle, Turnhallen, ein Spa-Bereich und Zimmer für die Gäste. Die Zellen der Mädchen liegen im Erdgeschoss. Offiziell ist das hier ein Wellness-Hotel. Viele kommen von weit her, um die speziellen Entspannungsangebote des Hauses in Anspruch zu nehmen. Hier einzuchecken ist teuer. Die meisten bleiben bloß einen Tag. Dafür ist das Büfett gratis.

Jaxx' Zimmer misst acht Quadratmeter. Es beherbergt ein Bett, einen Schrank und einen alten, quiet-

schenden Klapptisch, von dem er sich einfach nicht trennen kann. Jaxx wirft nicht gerne Dinge weg. Eigentum sollte bewahrt werden. Das gilt besonders für Namen. Wen es hierherverschlägt, dem wird sein Name weggenommen. Du bist dann eine Maschine und sollst noch lange funktionieren. Sie warten dich, belohnen dich, stellen dich sogar aus, wenn du einen besonders guten Job gemacht hast. Kein Witz, es gibt dann eine Party. Man steht hier auf Partys. Und wenn du versagst, kommst du auf die Mülldeponie. Du wirst entsorgt und binnen kürzester Zeit durch jemand Neuen ersetzt. Jaxx wusste das nicht, als er hierherkam. Wie so viele vor ihm glaubte er dem Geld mehr als den leeren Gesichtern, die tagtäglich durch dieses Gemäuer geistern. Er hat seine Seele verkauft und ist Teil der Teufelsarmee geworden. Für König, Gott und Vaterland.

Mit der Zeit lernt man, damit umzugehen. Wenn die ersten Sinnkrisen überstanden sind und man merkt, dass man im Grunde genau dort ist, wo man hingehört. Dann erkennt man die bittere Wahrheit: Es muss so sein. Es ist seine Bestimmung. Sonst wäre er nicht so gut darin.

Es gibt Tage, da ist er quasi vom Dienst befreit. Wenn die Zimmer voll sind und das Institut schwarze Zahlen schreibt, wenn niemand aufgestöbert und bedroht werden muss, wenn alles einfach gut läuft im Schlaraffenland. Dann ist Jaxx nervös. Er unternimmt Streifzüge durch das riesige Haus, erkundet Gänge und vertreibt sich die Zeit. Das Institut war einmal ein Herrschaftssitz, vor hundert Jahren hat hier eine Adelsfamilie gelebt. Gut versteckt im Gebirge, ist es nur über eine schmale Passstraße zu erreichen, die sich durch Wälder und Schluchten den Berg hinauf-

schlängelt. Von der Talseite des Hauses aus kann man die Landschaft betrachten. Verschneite Bergkämme und ein Meer aus dunkelgrünen Nadelbäumen. Voller Tiere und magischer Kräuter, die oftmals hier zum Einsatz kommen. Mistress hält sich für eine äußerst begabte Botanikerin. Sie betreibt einen Garten von der Größe eines Tennisplatzes auf dem Gelände. Jeden Tag frische Blumen an den Fenstern und auf den Treppenaufgängen. Dank des Gewächshauses selbst zur kalten Jahreszeit. Ihr zweites Fachgebiet sind Pflanzen- und Pilzgifte. Sehr zum Leidwesen der Versuchskaninchen, an denen sie ihre tödlichen Tinkturen, Tees und Pasten testet. Alle paar Monate verschwindet eines der Mädchen auf mysteriöse Weise und wird nie wieder gesehen. Jaxx und seine Kollegen müssen dann akut Nachschub besorgen. Aber das macht nichts. Auswahl gibt es genug.

Sie ist trügerisch, diese Idylle. Ein Ort wie aus einem Märchen. Erst bei genauerem Hinsehen offenbart sich, dass all das in Wahrheit frisch einem Alptraum entsprungen ist.

Es war eine der ersten Fragen, die Flora ihm gestellt hat. »Wie sieht es da draußen aus?«

»Nicht besonders. Waldig. Berge.«

»Was für ein Wald? Wie hoch sind die Berge? Beschreib es mir, bitte.«

Bevor er sie kannte, war das alles nur Kulisse. Jetzt versucht er sich jedes Detail einzuprägen, damit er es ihr beschreiben kann, wenn sie danach fragt.

Sie haben gelernt, es geheim zu halten. Sie versteht, warum das so wichtig ist. Es ist verboten, an diesem Ort existiert nur Gewalt, kein Funken Licht hat diesen Boden je berührt. Seine Aufgaben führen ihn oft sehr weit von hier fort, wochenlang ist er unterwegs, liefert

Kugeln ab und sammelt Gliedmaßen ein, verbrennt fremdes Leben in nur wenigen Millisekunden. Früher dachte er, es gäbe nichts anderes, doch nun hat er sie. Wenn er zurückkommt, wartet sie bereits auf ihn. Sie sagt ihm, sie habe ihn vermisst, und sie will wissen, wo er so lange gewesen ist. Unterwegs. Manche würden sagen, auf Brautschau. Andere, auf der Jagd.

Doch dieses Thema ist bei ihren Gesprächen tabu. Stattdessen reden sie über andere Dinge. Er erzählt von seiner Kindheit, vom Leben am Limit, vom Minimum an Chancen und dem Maximum an Radikalität. Er war nie stolz auf sich. Ein Junge, der seine Zukunft verspielt hat. Der sehr früh vom rechten Weg abgekommen und seither ein Bürger dritter Klasse ist. Ein Mann, der Menschen tötet, für Geld. Aber Flora verurteilt ihn nicht. Dank ihr weiß er wieder, dass er ein Herz hat.

Auch sie erzählt ihm viele Dinge. Über ihr Leben, wie es früher war, auch sie hatte Träume, sie wollte reisen, aber das Geld war knapp. Also schlug sie sich mit miesen Aushilfsjobs durch. Sehr zum Ärger ihres großen Bruders, der ihr irgendwann auf die Schliche kam.

»Er wollte immer nur das Beste für mich. Als er herausfand, dass ich in einem Stripclub kellnerte, hätte er mich am liebsten an die Leine genommen und für immer zu Hause eingesperrt.«

»Hört sich nach einem guten Bruder an.«

»Ja, das ist er. Er ist Polizist, weißt du. Er wollte schon immer anderen helfen.«

»Du klingst traurig, wenn du von ihm sprichst.«

»Weil ich ihn so vermisse.«

Jaxx vermisst nichts aus seinem alten Leben. Das Pflaster in seiner Heimat war hart. Friss oder stirb, das war der Leitspruch. Er war klein, schwach und ver-

ängstigt, und nun ist er groß, stark und ohne Furcht. Es war ein langer, steiniger Weg bis hierher, aber er hat es geschafft. Er hat ein Handwerk gelernt, das schwierigste Handwerk überhaupt. Und nun ist er stolz auf sich.

Dieses Haus ist so groß. So voller Menschen. Es ist schwierig, ein Geheimnis zu bewahren. Manchmal wird sie in den Schauraum gesteckt. Sie ist rebellisch, wild, sie weigert sich zu essen. Jaxx kennt die Methoden hier. Wie auch die anderen ist er ein unabdingbarer Teil dieses komplexen Mechanismus, ein Exekutor von Recht und Ordnung in einem von Krieg und Anarchie geplagten Land. Rebellen müssen niedergewalzt, Unruhestifter bestraft werden. In einen Raum ohne Fenster wird Flora einen Tag lang eingesperrt, mit durchsichtigen Wänden, sodass jeder sieht, welche Angst sie hat, wenn die Scheinwerfer angehen und die Kunden der Reihe nach über sie herfallen.

Der Schauraum ist etwas Besonderes. Nur gelegentlich in Betrieb und nichts für schwache Nerven. Wer darauf abfährt, muss monatelang auf seine Chance warten. Für die Mädchen ist es eine der schlimmsten Bestrafungen. So oft redet Jaxx auf Flora ein, sich zu benehmen. Sie könnte hier ein gutes Leben haben, viele Vorteile genießen, wenn sie nur endlich lernen würde, nach den Regeln zu spielen. Aber sie spuckt auf die Regeln.

Jaxx hasst diesen Raum. Sie alle sind Schweine. Solche wie die schlachtet er für gewöhnlich ab. Einen verabscheut er besonders. Er kennt seinen richtigen Namen nicht, im Institut ist er bloß als »Mr. Frost« bekannt. Anonymität ist Pflicht. Grauensvolle Dinge geschehen in diesem Haus, ohne Diskretion läuft hier gar nichts. Einordnen lassen sich die Kerle dennoch alle

in dieselbe Kategorie: gut betucht, pervers und mächtig. Nicht Jaxx' Revier. Er kommt von ganz unten. Die schiefe Bahn gilt dort als Geburtsrecht. Hier hat er zumindest Karriere gemacht. Auf der Straße weichen ihm die Leute aus. Unter seinen Kollegen gilt er als Ausnahmetalent und Vorbild. Er verbreitet Angst und Schrecken, auch das ist Macht, eine Macht, die Mr. Frost erst durch das Vergewaltigen hilfloser Mädchen zu erlangen glaubt.

Flora ist Frosts Lieblingsspielzeug. Ist sie mal wieder im Schauraum, gibt es für diesen Bastard kein Halten mehr. Alle dürfen zuschauen, alle sind schockiert. Wie hemmungslos dieser Mann ans Werk geht. Mit welcher Leidenschaft er bohrt, peitscht und schlägt. Jaxx versucht dem Mann aus dem Weg zu gehen. Kunden sind tabu. Sofern sie nicht die Regeln brechen, endet hier Jaxx' Hoheitsgebiet. Und der Wahnsinn nimmt fröhlich seinen Lauf.

Wenn es vorbei ist, lassen sie sie einfach liegen. In diesem quadratischen gläsernen Raum, im blinkenden Licht der Spotlights.

Jaxx geht zu ihr, sobald die Luft rein ist. Er hat keinen Schlüssel, aber er hat Hände. Er berührt das Glas, um ihr zu zeigen, dass er bei ihr ist, er wird sie nicht verlassen, ihr niemals wehtun, ihr niemals verbieten zu weinen. Er liebt sie, und er will, dass sie das weiß. Er würde alles tun, um sie aus dieser Hölle zu befreien.

Er hat bereits darüber nachgedacht. Wie es möglich wäre, was er tun müsste. Fakt ist, er ist ein guter Soldat. Tut stets seine Pflicht. Man ist hier zufrieden mit ihm. Er könnte fragen. Den Direktor einfach um Erlaubnis bitten. Die Erlaubnis, zu gehen. Mit Flora in die Freiheit.

Doch sie würden ihn nicht gehen lassen. Dafür ist sein Beitrag für die Gesellschaft viel zu wichtig. Der

treue Knecht ohne Fehl und Tadel. Wer erledigt sonst die Aufträge, wer schürt Angst und Schrecken, wer? Jolly und Roger? Dilettanten. Grim und Reaper? Billige Kopien. Es gibt hier keine Begnadigung. Keine Rente, kein Ende des dunklen Tunnels. Jaxx muss auf Spur bleiben. Nur so kann er Flora beschützen.

Flora erwacht. Auf allen vieren kriecht sie über den Boden ihrer gläsernen Zelle, ihre Augen sind mit einem Tuch verbunden. Sie muss spüren, dass er bei ihr ist, und tastet suchend die Glaswand ab.

»Ich bin hier«, sagt er. »Ich bin bei dir.«

Sie kann ihn nicht hören, aber er spricht weiter. Immer wieder diese Worte, bis sie ihn gefunden hat. Erschöpft sinkt sie zu Boden, aber ihre Hand bleibt auf dem Glas. Als könne sie ihn berühren.

Es muss anders geschehen. Nicht bitten, erpressen. Er muss ihnen einen Grund geben, ihn mit Flora ziehen zu lassen, für immer. Doch was nur, was könnte er ihnen im Austausch bieten? Was ist es, das der Direktor um jeden Preis haben möchte? Wofür er hundert Mädchen freilassen würde, ohne mit der Wimper zu zucken?

Jaxx hat bereits eine Ahnung.